

## Der Spur nach folgen

Predigt am Sonntag Misericordias Domini (26. 4. 2020) über 1. Petrus 2,18-25

Pfarrer Johannes Wahl

Heute ist uns ein Abschnitt aus einem Brief vorgegeben, der für die Christen im ausgehenden ersten Jahrhundert besonders wichtig war. Als Verfasser wird dort der Jünger Petrus genannt:

*Ihr Sklaven, ordnet euch in aller Furcht den Herren unter, nicht allein den gütigen und freundlichen, sondern auch den wunderlichen. Denn das ist Gnade, wenn jemand vor Gott um des Gewissens willen das Übel erträgt und leidet das Unrecht. Denn was ist das für ein Ruhm, wenn ihr um schlechter Taten willen geschlagen werdet und es geduldig ertragt? Aber wenn ihr um guter Taten willen leidet und es ertragt, das ist Gnade bei Gott. Denn dazu seid ihr berufen, da auch Christus gelitten hat für euch und euch ein Vorbild hinterlassen, dass ihr sollt nachfolgen seinen Fußtapfen; er, der keine Sünde getan hat und in dessen Mund sich kein Betrug fand; der nicht widerschwänzte, als er geschmäht wurde, nicht drohte, als er litt, er stellte es aber dem anheim, der gerecht richtet; der unsre Sünde selbst hinaufgetragen hat an seinem Leibe auf das Holz, damit wir, der Sünde abgestorben, der Gerechtigkeit leben.*

*Durch seine Wunden seid ihr heil geworden. Denn ihr wart wie die irrenden Schafe; aber ihr seid nun bekehrt zu dem Hirten und Bischof eurer Seelen.*

Da haben wir's, liebe Gemeinde. Genau das, was man uns Christen landauf landab vorwirft. Ihr seid Duckmäuser, ihr nehmt alles als gottgegeben hin und tut nichts oder zu wenig dafür, um das Elend auf dieser Welt zu besiegen.

Als Opium des Volkes hat Karl Marx die Religion bezeichnet. Zu seiner Zeit gab es entsetzliche soziale Missstände, Ungerechtigkeiten, Elend. Die meisten Menschen

haben sich in ihr Schicksal gefügt, nicht zuletzt weil ihnen das | von Kindesbeinen auf | als ihre Christenpflicht vorgehalten wurde. Alles kommt von oben – auch das Böse, deshalb müsse man es willig ertragen – bis einem dann nach dem Tode ein besseres Leben zuteil wird in Gottes Ewigkeit. Religion wirkte so verstanden in der Tat wie Art Schmerzmittel, das dazu diente die Symptome zu lindern, ohne die Krankheit selbst zu heilen. Karl Marx hingegen forderte, die Krankheit selbst, das Elend zu bekämpfen.

Doch es gibt ja ganz andere Stellen in der Bibel. Man denke an den Auszug aus Ägypten – Gott hat sich mit der Sklaverei nicht abgefunden, sondern in den Lauf der Geschichte eingegriffen. Auch daran hat sich die Kirche orientiert. In den USA setzte sich der Pfarrer Martin Luther King für die Rechte von Schwarzen ein, in Lateinamerika erhob der Priester Leonardo Boff seine Stimme für die Armen und entwarf die sogenannte Theologie der Befreiung, und bei uns im Land haben Christen mit den Montagsgebeten in Leipzig und anderswo maßgeblich zur Beseitigung des DDR- Unrechtregimes beigetragen. Es geht also auch anders.

Was tun wir dann mit unserem Predigttext, liebe Gemeinde? Sollen wir ihn als überholt beiseite schieben. Als Zeugnis einer längst vergangenen Zeit?

Ich finde: da würden wir es uns zu einfach machen. Denn vielleicht können wir dem Predigttext trotz allem wichtige Aspekte abgewinnen:

Dafür müssen wir erst einmal ein Missverständnis beseitigen, das sich bei unserem Text nahelegt.

Auch wenn das für unsere heutigen Ohren so klingt: Dem Petrus geht es überhaupt nicht darum, das Leiden irgendwie schön zu reden oder zu verklären. Noch weniger hat Petrus im Sinn, den Christen noch mehr Leid aufzuerlegen.

Petrus spricht vielmehr vom dem Leid, an dem man nichts ändern kann. Dazu gehörte in seiner Zeit auch das Schicksal, ein Sklave zu sein. Daran könnten damals auch die Christen nicht rütteln, waren sie doch eine kleine Minderheit.

Wir leben hier in Deutschland zum Glück in anderen Verhältnissen.

Ungerechtigkeiten, Unterdrückung, Armut und Ausgrenzung: Das muss und darf in unserem Land nicht als Schicksal hingenommen werden. Und als Kirche müssen wir darauf hinwirken, dass solches Leid verschwindet.

Und trotzdem gibt es auch bei uns Dinge, die sich nicht ändern lassen.

In der Schule oder am Arbeitsplatz zum Beispiel müssen wir hinnehmen, dass andere über uns bestimmen. „Schule ist wie Knast“, haben meine Siebtklässler mal gesagt. Mal sehen, ob sich ihre Meinung ändert, wenn sie nach der Krise endlich vom Homeschooling erlöst werden. Aber grundsätzlich haben sie natürlich recht: Unsere Freiheit wird von allen Seiten beschränkt, nicht nur von gemeinen Lehrern und fiesen Chefs. Unsere Freiheit ist grundsätzlich dadurch begrenzt, dass auch andere Menschen ihre Rechte und Bedürfnisse haben. Aber das ist nun einmal die Voraussetzung für ein funktionierendes Gemeinwesen. Insofern hat das alles seinen Sinn – so blöd es manchmal ist.

Problematisch wird die Sache aber dann, wenn wir Einschränkungen erleiden müssen, die keinen Sinn machen. Was ist mit Menschen, die uns Böses oder gar Gewalt antun? Was ist mit Schicksalsschlägen, die uns aus heiterem Himmel treffen:

bösartige Krankheiten, zum Beispiel, gegen die kein Kraut gewachsen ist, oder Unfälle, die sich nicht haben verhindern lassen, oder jetzt eben das Corona-Virus. Auch da bleibt nichts anderes übrig, als sich mit den Einschränkungen abzufinden.

Und dann stellt sich natürlich die Frage umso drängender: Wie kann man mit solchen und ähnlichen Zumutungen sinnvoll umgehen, wenn schon kein Weg daran vorbeiführt? Wie schaffen wir es, uns in unser Schicksal zu fügen, wenn man nichts daran ändern kann?

Genau um diese Frage geht es dem Predigttext:

Der Predigttext will uns hier einen Weg aufzeigen. Petrus orientiert sich dabei an Christus. An ihm kann man sehen, wie das geht.

a) Bei Jesus fällt zunächst einmal auf, was er nicht getan hat.

„Er schmähte nicht, als er geschmäht wurde, er drohte nicht, als er litt.“

Das ist alles andere als naheliegend, denn ganz intuitiv reagieren wir ja auf erlittenes Unrecht mit einer Gegenmaßnahme. Psychologisch kann man das gut verstehen. Wer sich in die Enge getrieben sieht, der setzt an zum Befreiungsschlag.

Das Problem ist aber nur, dass das in den allerseltensten Fällen so ein Befreiungsschlag wirklich gelingt – vor allem dann nicht, wenn sich an der Sache selbst nichts ändern lässt. Man macht dann alles nur noch schlimmer.

Da steigern wir uns in eine Sache rein, – machen uns einen Kopf, regen uns auf – und geben so dem Übel erst recht Macht über unser Leben. Denn: erlittene Gewalt potenziert sich, wenn man auf Gewalt ebenfalls mit Gewalt reagiert.

Und auch ein erlittener Schicksalsschlag wird durch Aktionismus nicht aus der Welt geschafft.

Jesus reagiert | nicht. Und das ist der eigentliche Befreiungsschlag. Damit gelingt es ihm, den Teufelskreis zu durchbrechen und die Macht des Bösen wirklich zu brechen. Das Böse mag Gewalt über seinen Körper haben – aber in sein Inneres lässt er es nicht hinein – Sein Denken und sein Handeln lässt er vom erlittenen Unrecht nicht bestimmen.

Nun ist das, was Christus durchmacht, natürlich der absolute Extremfall, der uns zum Glück normalerweise erspart bleibt. Aber auch für die ganz alltäglichen Probleme, mit denen wir uns herumschlagen, können wir uns an Christus ein Beispiel nehmen, wie folgende Anekdote zeigt:

Da geht ein Passant die Straße entlang. Plötzlich kommt aus einem Hauseingang ein Mann herausgerannt, so dass die beiden heftig gegeneinanderprallen. Dieser Mann ist furchtbar wütend, schreit, schimpft und beleidigt den Passanten. Dieser lässt die Schimpftirade einfach über sich ergehen. Verbeugt sich dann mit einem milden Lächeln und sagt: „Ich weiß nicht, wer von uns beiden an dem Zusammenstoß schuld ist. Ich bin aber auch nicht gewillt, meine kostbare Zeit mit der Beantwortung dieser Frage zu vergeuden. Wenn ich die Schuld trage, entschuldige ich mich hiermit und bitte Sie für meine Unachtsamkeit um Verzeihung. Falls Sie der Schuldige waren, können Sie die Sache einfach vergessen.“ Der Passant verbeugt sich noch einmal und geht mit einem Lächeln im Gesicht seines Weges.

So könnte es doch auch in vielem anderen funktionieren oder, liebe Gemeinde? Ich kann mich aufregen über die zugemuteten Überstunden – muss es aber nicht. Ich könnte mich stattdessen meine Freizeit umso bewusster gestalten.

Ich kann mich von einer Krankheit durch und durch bestimmen lassen – ich muss das aber nicht. Ich könnte auch versuchen, dem Leben noch möglichst viel Gutes abzugewinnen – auch mit der Krankheit.

Aber geht das denn? Das Unrecht einfach einzustecken? Schicksalsschläge einfach hinzunehmen. Der Ärger muss sich doch irgendwie Luft machen. Die Angst braucht doch irgendein Ventil.

b) Auch da schaut Petrus wieder auf Jesus: Das ist sein zweiter Punkt: Diesmal tut Jesus, etwas, – aber er tut etwas anderes mit dem Ärger, dem Frust, der Angst, als es wir tun würden: „Er stellte es aber dem anheim, der gerecht richtet. Er sagt es Gott.“ Viele Menschen fressen ihre negativen Gefühle in sich hinein. Sie können mit niemandem darüber reden, weil sie Angst haben ihr Gesicht zu verlieren – mit den entsprechenden Konsequenzen. Die Bitterkeit wächst im Herzen, macht innerlich mürbe und äußerlich unnahbar. Die Angst greift um sich – und macht einsam. Bei Gott aber können wir alles abladen. Ihm können wir alles sagen, was uns bedrückt – er hat für uns ein offenes Ohr. Er will eine Art Anwalt sein für unsere Probleme und Sorgen. Bei ihm sind unsere Angelegenheiten gut aufgehoben, denn er wird uns am Ende zum Recht verhelfen. Davon ist Petrus überzeugt. Denn Jesus hat es genau so gemacht.

c) Und noch ein Drittes ist dem Petrus wichtig. Leid lässt sich ertragen, wenn man es nicht einfach nur über sich ergehen lässt, sondern es bewusst in der Nachfolge Jesu erträgt.

Was Nachfolge bedeutet, das hat der Apostel Petrus, auf den der Brief zurückgeht, am eigenen Leib erfahren.

Die Legende erzählt, Petrus sei als alter Mann nach Rom gekommen. Dort herrschte gerade der wahnsinnige Kaiser Nero, der besonders grausam gegen die Christen vorging. Viele Christen wurden verhaftet, öffentlich gekreuzigt oder in der Arena den Löwen zum Fraß vorgeworfen, nur weil sie Christen waren. Petrus wurde deswegen nahegelegt, gleich wieder die Stadt zu verlassen und sich in Sicherheit zu bringen.

Und da -einige Kilometer vor der Stadt, da begegnet dem Petrus plötzlich Jesus, der Auferstandene, doch er geht in die entgegengesetzte Richtung in die Stadt hinein. „Quo vadis, domine?“ „Wohin gehst Du, Herr?“ fragt Petrus. „Ich gehe“, sagt Jesus, „nach Rom, um dort ein zweites Mal gekreuzigt zu werden.“

Petrus versteht sofort. Und er schämt sich und kehrt um. Er geht Jesus nach, zurück zu den verfolgten Christen in Rom. Und stirbt mit ihnen.

Nachfolge bedeutet für Petrus also den Weg Jesu zu gehen, und ihm gerade im Leid und ins Leid zu folgen.

Nun fragen wir uns sicherlich zu Recht: Sind diese Fußstapfen nicht etwas zu groß? Ich zumindest wäre vermutlich nicht bereit, wie Petrus am Kreuz, oder Dietrich Bonhoeffer am Galgen für Jesu Sache zu sterben. Ja noch nicht mal dazu, mich wie Mutter Theresa oder Albert Schweitzer dem Leid der anderen auszusetzen. Ist das alles nicht etwas hochgegriffen für mich und meinesgleichen?

Nachfolge, das könnte man in der Tat so verstehen, als müsste man jetzt Jesus irgendwie kopieren, und | für ihn und seine Sache | bis zum äußersten gehen- Das, liebe Gemeinde, ist aber in der Tat nur wenigen Christen jemals gegönnt gewesen. In seinem Brief aber zeichnet Petrus ein ganz anderes Bild von Nachfolge: Das vom

Hirten und seinen Schafen. Auch das ist Nachfolge: Die Schafe folgen dem Hirten – sie orientieren sich an ihm – aber sie treten nicht an seine Stelle und müssen das auch nicht. Ja, die Schafe wären töricht, wollten sie es selbst mit Wolf und Löwe und all den anderen Gefahren aufnehmen, die auf dem Weg lauern. Das ist die Aufgabe des Hirten. Sache der Schafe ist es lediglich, dem Hirten zu folgen.

Nachfolge in diesem Sinne bedeutet dann nicht, dass wir in jeden einzelnen Fußstapfen treten müssten, den Jesus hinterlassen hat. Es geht vielmehr darum, ihm der Spur nach zu folgen. Jeder in seinem eigenen Tempo und jeder mit seiner eigenen Schrittlänge –

Auch dann bleibt es dabei: Der Weg der Nachfolge führt durch Leid und Schmerz. Denn auch mit Christus ist das Leiden nicht einfach weg, es gehört zum Leben, auch für uns Christen. Aber für uns Christen gibt es einen Weg mit Leid und Unrecht umzugehen. Denn wir Christen wissen: Dort wo wir Leid und Unrecht ertragen, sind wir auf dem Weg, den auch Christus gegangen ist. Christus ist diesen Weg vorausgegangen. Deswegen können wir sicher sein, dass dieser Weg nicht in Dunkel und Hoffnungslosigkeit endet. Er, unser Hirte, hat das Leid bereits überwunden. Seine Fußspuren sie führen aus dem Dunkel ins Licht, aus dem Unrecht zum Recht, aus dem Tod ins Leben. Auf diesem Weg werden auch wir eines Tages ans Ziel gelangen. Vielleicht hilft uns das, unseren Frieden zu finden mit dem, was sich jetzt noch nicht ändern lässt. Amen!